

Sprache ist ein Instrument des Gedankens und ein Mittel zur Mitteilung der Gedanken« (= 388 C). Damit stimmt die Schlussfolgerung Mills überein: »Wir müssen also bei der Aufzählung und Klassifikation der Dinge bei den Namen anfangen und sie als einen Schlüssel zu den Dingen gebrauchen, sodass wir uns alle Distinktionen, nicht wie sie ein einziger Forscher von vielleicht beschränkten Ansichten, sondern wie sie der Gesamtgeist der Menschen erkannt hat, vor Augen bringen«. Daher bezeichnet Steintal Mill geradezu als einen Cratylus redivivus.

II. Der zweite Teil des Gespräches (391 A — 427 D).

Dieser, der sogenannte etymologische Teil des Gespräches, ist der längste und zerfällt in mehrere Unterabteilungen, deren erste bis 397 A reicht und gewissermassen die Einleitung bildet Hermogenes nämlich, welcher gegen die von Socrates behauptete naturnotwendige Richtigkeit der Namen nichts einwenden kann, sich aber doch auch nicht sonderlich von ihrer Wahrheit überzeugt fühlt, drängt den Socrates zu der Untersuchung, wie in der Sprache, und zwar im besonderen in den einzelnen Benennungen diese Richtigkeit sich nachweisen lasse (391 A; vgl. 397 A). Socrates verweist ihn auf seine frühere Erklärung, dass er selbst nichts wisse, und macht den Vorschlag, sie sollten beide behufs gemeinsamer Belehrung bei den Sachverständigen, nämlich den Sophisten Unterricht nehmen, und zwar bei Kallias, dem Bruder des Hermogenes und Schüler des Protagoras, der die Richtigkeit der Namen kennen müsse, weil er dies alles für viel Geld von Protagoras gelernt habe. Auch bei Beginn dieses Abschnitts zeigt Plato, wie zu Anfang des ersten, seine Gegner, die Sophisten, in einem keineswegs günstigen Lichte; denn er spricht offen von ihrem handwerksmässigen Unterrichte und ihrer Geldgier. — Da Hermogenes des Socrates Vorschlag zurückweist, weil er die »Wahrheit« des Protagoras überhaupt verwerfe, so erklärt Socrates, man solle sich bei Homer und den übrigen Dichtern Rat holen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Plato mit diesem Ausspruche gewisse philosophische Richtungen, besonders die der Sophisten, treffen wollte, welche sich, wie z. B. der Dialog Protagoras zeigt, mit der Erklärung der Schriftsteller, besonders Homers beschäftigten, hauptsächlich um aus ihren Schriften Beweise für ihre philosophischen und sprachlichen Forschungen zu gewinnen. Daraus würde es sich auch — freilich nur zum Teil — erklären, weshalb Plato gerade diesem Abschnitte eine so grosse Dosis Ironie beimischte. Denn einen grossen Teil der Ironie richtet Plato gegen sich selbst. Er fühlt sich auf dem Boden der Etymologie, den er betreten hat, weder heimisch noch sicher. Dies geht hervor aus den einschränkenden Zusätzen »ich glaube«, »es scheint so«, »vielleicht« u. a., mit denen die Untersuchung ihren Fortgang nimmt, ferner aus dem nach meiner Meinung völlig ernst zu nehmenden Bekenntnis des Socrates, dass es seine und des Hermogenes Kräfte vielleicht übersteige, zu ermitteln, ob den Bezeichnungen, welche die Götter bei Homer gebrauchen, eine grössere Richtigkeit zukomme als den von den Menschen für dieselben Menschen und Dinge gebrauchten (392 A B). Selbst die berüchtigte und in der That ziemlich verdächtige Berufung des Socrates auf Euthyphron aus dem Demos Prospalte, »den wir aus dem gleichnamigen Dialoge Platos als einen wahnbegeisterten Vertreter einer falschen Frömmigkeit und unkritischen Mythologen kennen« (Deuschle, Einl. S. 19), der ihm in seiner Begeisterung Leib und Seele mit seiner dämonischen Weisheit erfüllt habe, so dass er sich morgen, wenn möglich, durch einen Priester reinigen lassen, jetzt aber ihr noch folgen werde — diese Berufung richtet nach meiner Meinung ihre Spitze ebenso sehr gegen Plato selbst als gegen die Willkür und die Spitzfindigkeiten gewisser Philosophen (wahrscheinlich auch Sophisten, vgl. Benfey S. 249) bei der Behandlung solcher Fragen. Er deutet damit an, dass er sich dessen wohl bewusst ist, wie gross das Wagnis sei, wenn er als erster nach einer gewissen Methode (τύπος) etymologische Forschungen anstellt, ohne Vorarbeiten anderer benützen zu können; daher verspottet er sich selbst und nennt Euthyphron als den Urquell seiner in mächtiger Fülle hervorsprudelnden neuen Weisheit, die doch nicht immer einwandfrei ist. Von demselben Gesichtspunkte aus muss man auch den köstlichen Humor Platos an der Stelle (392 D) beurteilen, wo Sokrates den Hermogenes, weil er zu bereitwillig und voreilig dem gefundenen Ergebnisse

zustimmt, mit den Worten anfährt: »Wie, du willst die Sache verstehen, während ich selbst sie noch nicht verstehe?«, so dass Hermogenes eingeschüchtert gesteht: »Wahrhaftig, auch ich verstehe es nicht«. Doch wenden wir uns nun zu den einzelnen Erörterungen dieses Abschnitts. Zunächst weist Socrates auf die bei Homer nur von den Göttern gebrauchten Wörter im geraden Gegensatz zu den bei den Menschen üblichen Bezeichnungen hin und hält die Unterscheidung Homers für eine wichtige und herrliche Beobachtung; denn die von den Göttern gebrauchten Bezeichnungen müssen richtig sein, da ihnen die naturgemässen Benennungen bekannt sind. Inwiefern diese Worte nicht ernst gemeint sein sollen, vermag ich nicht einzusehen. Haben doch sicherlich viele Leser vor und nach Plato diese Unterscheidung einer Götter- und Menschengesprache bei Homer wahrgenommen und nach ihrem Grund und Zweck gefragt. Und sollte es wirklich so sehr lächerlich sein, wenn Plato den altertümlichen und — weil sie dem Volksbewusstsein entschwunden waren — auf die Götter als Urheber zurückgeführten Wörtern eine grössere Richtigkeit als den späteren durch Satzung und Übereinkunft gebildeten Wörtern zuschreibt, da doch bei allen Völkern in den ältesten Zeiten der schöpferisch gestaltende Sprachquell breiter und tiefer fliesst, sodass die älteren Wortbildungen den Begriff der Sache deutlicher hervortreten lassen? Freilich den Grund für die grössere Richtigkeit der dem Sprachschatze der Götter entlehnten Wörter vermag Plato nicht anzugeben. — Auch die Bemerkung Platos, dass, wenn Menschen doppelte Namen beigelegt werden, derjenige Name, welcher Frauen seinen Ursprung verdankt, eine geringere Richtigkeit besitze, als der von Männern ausgehende, darf nicht befremden, da die Griechen bei ihrer bekannten Geringschätzung der geistigen Fähigkeiten der Frauen diese eben für weniger verständlich hielten als das männliche Geschlecht. Aus der weiteren Untersuchung der Eigennamen, bei der Plato grosse Unsicherheit und Vorsicht zeigt (vgl. 393 B), ergibt sich der Satz, dass die Namen ursprünglich Gattungsnamen sind; denn gemäss der unmittelbaren Naturnotwendigkeit muss der Sprössling der Gattung auch den Namen der Gattung tragen, wofern er nicht etwa wie durch ein Wunder aus der Art schlägt (393 B). Aber die hinzugefügte Warnung Platos vor täuschender und irreführender Anwendung dieses Satzes darf nicht übersehen werden. Denn während der Satz für die naturgemässe Art seine volle Gültigkeit behält, ist seine Anwendung auf den Stand oder Beruf ganz falsch (Vgl. Benfey a. a. O. S. 248); denn hier hört die Gattung auf eine Naturnotwendigkeit in sich zu tragen und beruht nur auf der subjektiven Zusammenfassung vieler Erscheinungen derselben Art in eine Einheit, aber mit der Möglichkeit des Wechsels selbst an denselben Individuen. Der König gehört nur mit Notwendigkeit zur Gattung Mensch; aber er selbst kann aufhören, König zu sein, wie vielmehr noch seine Söhne!« (Deuschle, Sprachphilos. S. 60). Noch bedenklicher ist es, wenn dasselbe Prinzip auf das freie sittliche Gebiet übertragen wird (394 A. D), sodass von einem Guten ein Guter, von einem Schönen ein Schöner abstammen muss, wofern der Sprössling nicht wie durch ein Wunder aus der Art schlägt. Dadurch würden auch auf sittlichem Gebiete Gattung und Art mit unabänderlicher Naturnotwendigkeit bestimmt sein. Das aber ist eine Überspannung des eben gewonnenen Grundsatzes; denn wenn auch der Name an sich eine Gattung bezeichnet, so wird doch bei der Bildung der Eigennamen die Naturnotwendigkeit durch die Freiheit und Eigentümlichkeit des denkenden Menschen beschränkt. Deuschle findet es erklärlich, dass Plato in dem Namensunterschiede der Griechen, die doch nur einen, individuellen Namen besaßen, auch deren sittliches Wesen charakterisiert wissen wollte, da er die Eigennamen als ein Urteil über die Natur des Menschen ansah, so dass sie den Satzbegriff schon in sich schliessen. D. verweist dabei auf 480 E; indessen noch treffender ist die Erklärung des Namens Zeus, bei der wohl eine Erinnerung an Heraklits Aussprüche wirksam gewesen sein mag (Steinthal I², Seite 176, unter 8); Programm Brieg, 1892, S. 14 Anm. 1). — Aber innerhalb dieser strengen Naturnotwendigkeit gestattet dennoch Plato mit seinem weiten, die ganze Fülle der Einzelerscheinungen umfassenden Blicke dem Wortbildner in der lautlichen Zusammensetzung seiner Wortgebilde eine grosse Freiheit durch das Zugeständnis: »Ob der Name dasselbe in diesen oder jenen Silben bedeutet, das thut nichts zur Sache; auch nicht, ob ein Buchstabe hinzutritt oder weggelassen wird, solange nur das Wesen des Gegenstandes in dem Namen sich kundzugeben im Stande ist (390 D)«. Denselben Gedanken wiederholt

Plato etwas später (394 B) und erläutert ihn durch folgenden, treffend gewählten Vergleich: »Es ist erlaubt in den Silben Mannigfaltigkeit walten zu lassen, sodass die Worte einem Laien wohl von einander verschieden erscheinen, während sie doch dieselben sind. So erscheinen uns ja auch die von den Ärzten gegebenen Heilmittel, sobald in ihren Farben oder Gerüchen Mannigfaltigkeit herrscht, verschieden, während sie doch dieselben sind. Dagegen dem Arzte, der auf die Wirkung (Heilkraft) der Heilmittel sieht und sich durch die Zusätze nicht irreführen lässt, zeigen sie sich als gleich. So sieht vielleicht auch der auf dem Gebiete der Wortbildung Sachverständige auf die Wirkung (Bedeutung) der Worte und lässt sich nicht irreführen, wenn ein Buchstabe zugesetzt oder umgestellt oder weggelassen ist oder wenn überhaupt die Wirkung des Wortes in ganz anderen Buchstaben liegt« (394 A. B; vgl. 394 C). Kein anderer als der Altmeister der allgemeinen Sprachwissenschaft, Steinthal hat die Tragweite dieses Gedankens mit den Worten gewürdigt: »Kann die Wissenschaft der Etymologie heute anders sagen, als Plato? Das angeführte Gleichnis mit der Arznei könnte in einem Buche unseres Pott stehen; auch er würde sagen: nicht nach dem äusseren Laute müsst ihr das Wort beurteilen, sondern nach der *δύναμις* der Laute; denn es giebt einen inneren, dem sinnlichen Ohre nicht vernehmbaren Gleichklang. Diese Erkenntnis Platon zutrauen muss ihn ehren; und so dürfen wir ihn auch ehren« (Sprachwiss. I², S. 100). Diese Wertschätzung würde auch nicht sonderlich gemindert werden, wenn jemand behaupten wollte, Plato habe seinen Satz aufgestellt, weil er den Inhalt (Begriff, die Idee) des Wortes für wichtiger hielt als die Form, in die es gekleidet war, und deshalb diese hinter jenem zurücktreten liess. — Socrates weist nun an einigen Paaren von Eigennamen, die nur einen oder gar keinen Buchstaben gemeinsam haben und doch dasselbe bedeuten, nach, dass die Identität der Benennungen einer und derselben Sache nicht von der Identität ihrer Laute, sondern ihres begrifflichen Inhalts abhängt (393 B; vgl. Benfey S. 247). Indessen auch die Untersuchung der Etymologie der nun folgenden Eigennamen¹⁾ ergibt nicht mit Sicherheit die Richtigkeit der Namen; dagegen zeigt es sich schon jetzt, dass das Prinzip der Naturnotwendigkeit erheblich eingeschränkt wird. Der Zufall, der bereits 394 E (vgl. 397 A) als Namenbildner erwähnt wird, erscheint 395 E noch einmal als Bildner der Sage und der mythischen Namen²⁾. Viele führen dieselben Namen wie ihre Vorfahren, ohne dass sie allen von ihnen immer zukommen; die Namen anderer hinwiederum bezeichnen nicht das Wesen ihrer Träger, sondern nur die Wünsche derer, welche ihnen diese Namen beilegen (397 B). So ist das Prinzip der Naturnotwendigkeit bei der Namengebung bereits mehrfach durchbrochen.

Die Untersuchung wendet sich jetzt mit Ausschluss der üblichen Namen von Heroen und Menschen, welche als trügerisch und irreführend verworfen werden (397 B; vgl. 394 E), der Betrachtung derjenigen Bezeichnungen zu, die ein ewig sich gleich bleibendes Wesen besitzen, da man hier die grösste Sorgfalt in der Beilegung der Namen voraussetzen und ein objektives Verhältnis der Worte zu dem Wesen der Dinge erwarten darf (397 B). Allerdings ist es hier nicht ausgeschlossen, dass diese Namen mehr unter Einwirkung der Götter als der Menschen gebildet wurden (397 C). Aber schon aus der bei der Etymologie von *θεοί* gemachten Bemerkung, diese Benennung sei wahrscheinlich von den ersten Menschen Griechenlands gebildet worden, welche, wie auch gegenwärtig noch viele Barbaren, die sich bewegenden Himmelskörper als Götter angesehen hätten (377 C. D.), geht später der wichtige Satz hervor, dass in den Namen der Götter sich nicht ihr wirkliches Wesen, sondern nur die Vorstellung der Menschen über sie kundgebe (401 A). Also auch diese Wörter ermöglichen dem Menschen keine Einsicht in die Richtigkeit der Namenbildung. Dadurch wird nicht nur das einseitige

¹⁾ Auch hier zeigt sich Plato in der Anordnung der Reihenfolge der von ihm vorgeführten Eigennamen als wahrhafter Künstler; denn, wie Schmidt (a. a. O. S. 31) schön und treffend sagt, »es ist jedenfalls eine sinnige Zusammenstellung, dass uns im Uranus mit dem zum Himmel gerichteten Blick zunächst der den reinen Gedanken repräsentierende Gott entgegentritt, aus diesem Zeus als der Schöpfer alles Lebens hervorgeht und dann die direkten Nachkommen desselben (Pelops, Atreus, Agamemnon, Orestes) als die Träger aller Arbeit und alles Leids der Erde genannt werden«.

²⁾ Diesen Gedanken Platos hat erst die mythologische Forschung des 19. Jahrhunderts aufgenommen und verwertet durch die Annahme sogenannter »ätiologischer« Sagen, d. h. Sagen, bei denen entweder der Inhalt zur Bildung des Namens oder der Name zur Bildung der Sage geführt hat.

und starre Prinzip der Notwendigkeit gewaltig erschüttert, sondern auch das im dritten Hauptteile sich ergebende Resultat vorbereitet, dass, da die Vorstellung richtig und falsch sein kann, die Sprache nicht Quelle unserer Erkenntnis sein kann. Die nun folgende Unterabteilung des zweiten Hauptteils zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster (bis 421 C) die vermitteltst anderer Wörter etymologisch erklärlichen, also ableitbaren Wörter, und zwar sowohl einfache als auch zusammengesetzte behandelt, deren zweiter Abschnitt aber die unableitbaren Wörter, welche nach Sokrates die Elemente der ableitbaren sind (421 D), zum Gegenstande hat. Wie zweckmässig und von Platons Einsicht zeugend diese Umkehrung der natürlich erscheinenden Ordnung ist, hat Benfey (a. a. O. S. 253 fg.) erkannt und dargelegt.

In der Untersuchung des ersten Abschnitts werden die etymologischen Erklärungen folgender drei Wörterklassen gegeben: 1) der Begriffe »Gott«, »Mensch« sowie der Bestandteile des Menschen (»Leib« und »Seele«), und der einzelnen Götternamen, bei denen nach altem Brauch Hestia den Anfang macht (bis 408 D); 2) der Namen der Naturelemente, wie Sonne, Mond und Sterne, Erde, Äther, Luft, Feuer, Wasser u. s. w. (bis 410 D); 3) der ethischen und metaphysischen Begriffe (bis 421 B). Sokrates will also zunächst die Richtigkeit der ableitbaren Wörter zeigen. Die technischen Ausdrücke, deren er sich bei diesem Geschäfte der Identifizierung des begrifflichen Inhalts mit dem etymologischen Werte der Namen bedient, um ihre Richtigkeit, Ableitung, Trennung oder Verbindung, endlich die Erkenntnis sowie die Absicht des Onomatopäeten zu bezeichnen, hat Benfey (a. a. O. S. 256—262) ebenso fleissig gesammelt als scharfsinnig unter allgemeine Gesichtspunkte gruppiert. — Die Etymologien werden auf wenige Stämme zurückgeführt, welche zumeist das Gehen, Fliessen und überhaupt Bewegung bedeuten, zum Teil aber das Gegenteil davon bezeichnen, nämlich das, was die Bewegung hemmt oder fesselt. Somit wird ein metaphysisches Prinzip in der Sprachbildung vorausgesetzt, nämlich das des Heraklit, der wiederholt erwähnt wird, von dem ewigen Werden und Flusse aller Dinge. Gleichwohl nimmt Plato dieses Geständnis, dass ein oder mehrere solcher metaphysischer Prinzipien bei der Bildung der Worte wirksam waren, insofern im dritten Hauptteile zurück, als er erklärt, dass, wenn die Wortbildner die Worte wirklich mit dem Gedanken bildeten, alles sei immer in Gang und Fluss, — und er glaubt, dass sie dies thaten — sich die Sache nicht so verhält, sondern dass die Wortbildner gleichsam in einen Wirbel geraten sind, in den sie uns nachziehen (439 C; vgl. 411 B. C). Vollends in der praktischen Verwendung dieser Prinzipien, besonders von 411 B an, liegt eine unverkennbare Verspottung der Etymologien, deren sich Kratylus und andere bedienten, um die Sprache als Beweis für ihr philosophisches System, nämlich das erwähnte Prinzip Heraklits, zu benützen. Gegen sie polemisiert Sokrates, indem er darauf aufmerksam macht, dass der Schwindel, die rastlose Bewegung, von dem das Subjekt, nämlich der Namenbildner befallen werde, auf die Objekte übertragen werde (411 B). Daher haben wir den Eindruck als ob diese von dem Subjekte den Dingen angedichtete rastlose Bewegung, der fortwährende unruhige Wechsel von ihnen selbst ausginge. Aber der Sprachbildner, der die Erscheinung der Dinge mit ihrem Sein verwechselte, hat diese seine Vorstellung in das Wort hineingelegt. Dieses gewährt uns daher keine objektive Erkenntnis, sondern spiegelt nur die subjektive Auffassung des Wortbildners wieder (411 B; 439 C; vgl. Deuschle, Sprachphil. S. 62).

Die einzelnen Etymologien dieses Abschnitts vorzuführen kann ich füglich unterlassen; sie sind vollständig verzeichnet in meiner Inhaltsangabe des Dialogs (Programm Brieg 1893, S. 3—14). Dagegen ist es von grossem Interesse zu sehen, welche Methode (τόπος) Plato bei der Etymologisierung angewandt hat und welches ihr Ergebnis ist. Wenn man den Sinn der Worte (= das was sie sein wollen oder was sie gemäss der Erkenntnis und Absicht des Namenbildners sein sollen: 401 C. 414 B. C. D. 415 B. 417 D. 418 B. C.) ergründen will, so muss man sich vor Augen halten, dass die meisten Wörter mannigfaltige lautliche Veränderungen erfahren haben: Einzelne Wörter haben eine kleine Verschiebung erlitten (398 C. D), zum Teil infolge veränderter Quantität der Silben (Längung oder Kürzung des Vokals) und des dadurch bedingten Klanges des Wortes (416 B). Buchstaben sind entweder in der Mitte (403 A. 414 C. D. 417 B. 419 B.) eingeschoben oder am Anfang und Ende zugesetzt (414 C. 418 A). Andererseits sind Buchstaben aus der Mitte (407 A. 412 A. 418 E. 414 D.

418 A) ausgestossen oder am Ende abgeworfen (407 B. 414 C). Oft werden Buchstaben mit einander vertauscht (404 C. 407 B. 418 C. 419 A. B). Andere Wörter erhalten dadurch eine veränderte Gestalt, dass infolge einer anderen Betonung eine leichte Silbe schwer wird und umgekehrt (399 A). Auch sonst finden sich kleine Abweichungen, welche durch die Aussprache hervorgerufen sind (410 A). Am schwierigsten ist der Sinn derjenigen Wörter zu ermitteln, in denen mehrere Buchstaben oder Silben zusammengezogen sind oder welche selbst aus mehreren Wörtern, aus einem Satze »zusammengedämmert« sind; diese muss man wieder auseinanderhämmern (421 A. C). — Welches sind nun die Ursachen dieser lautlichen Veränderungen? Offenbar war es sehr oft die leichtere, bequemere Aussprache, welche die Leute höher schätzten als den wahren Sinn der Wörter (404 C. 413 A. 414 C.) Einzelnen Wörtern wollte man ein gefälligeres (402 E.) oder prächtigeres, prunkvolleres (418 B. C) Äussere verleihen und gab ihnen daher eine neue, moderne Aussprache, indem man einzelne Verschönerungen (407 C. 408 B. 414 C. 417 E) anbrachte; ja sogar ein tragisches Pathos suchte man in die Wörter hineinzulegen (414 C. 418 D), sodass bisweilen schon die Stamm- oder Grundwörter, welche durch ihre Form die Bedeutung mehr als die neugebildeten Wörter erkennen liessen, seitens der Vorfahren verändert wurden (414 C. 418 C). Und doch giebt es gerade im tragischen Lebenskreise die meisten Mythen und Lügen. Aber auch ferner liegende Ursachen führten die Veränderung der Wörter herbei: Die Furcht der Menschen, welchen die richtige Bedeutung des Wortes verborgen blieb, es möchte das Wort in seiner ursprünglichen Gestalt von schlimmer Vorbedeutung sein (405 E), die Vorliebe der Vorfahren für die Buchstaben δ und ι (418 B), die absichtliche Verdunkelung der Worte (404 C. vgl. 402 C. 405 E), das Streben, neben der ernsthaften Form noch eine andere zu schaffen, welche einer mehr scherzhaften Auffassung der Dinge entspricht (418 B)¹, endlich die durch die Länge der Zeit bewirkten Veränderungen (414 C. 419 D). Denn die Alten (407 A. vgl. 308 B. D. 418 B. 419 B), ganz Alten (411 B) und Uralten (418 C) sprachen zwar auch den attischen Dialekt (398 D, vgl. 398 B. 418 B. 419 B); aber es war der altattische Dialekt (410 C). Daher erklärt es sich, dass einzelne alte Wörter und auch bisweilen die alte Aussprache uns erhalten sind, besonders durch die Frauen (418 C. 419 E); dagegen die meisten alten Wörter sind lautlichen Veränderungen unterworfen worden, obwohl sie den ursprünglichen Sinn besser bezeichneten als die Neubildungen (419 E). Auch die griechischen Dialekte werden zur Erklärung herangezogen (401 C. 407 B), so der dorische (409 A. 412 B) und der thessalische (406 A). Endlich ist auch anzunehmen, dass auch ausländische (barbarische) Wörter in die griechische Sprache eingedrungen sind, da diejenigen Griechen, welche unter fremder Herrschaft standen, sicherlich viele Wörter von den Barbaren angenommen haben (409 E; vgl. 406 A). So wird $\pi\upsilon\rho$ auf die Sprache der Phryger zurückgeführt (410 A). Diesen Fremdwörtern darf man bei ihrer Erklärung keine Gewalt anthun, sondern sie auf sich beruhen lassen (410 A). Sie bieten sogar dem Worterklärer, wenn er nicht weiss, was er mit den Wörtern anfangen soll, eine gute Handhabe, ein Kunstmittel, nämlich alle Wörter, die er nicht deuten kann, kurzweg für Fremdwörter zu erklären (409 E). — Schliesslich zieht Socrates-Plato noch die Ansichten und Aussprüche der Dichter herbei, so besonders Homers (402 A. C. 408 A. 410 B. 412 B. 417 C. und sonst) und seiner zeitgenössischen Erklärer (407 A), Hesiods (496 C), des Orpheus und der Orphiker (402 A und C. 400 C), der Philosophen, wie Heraklit (401 D. 402 A), auf dessen Prinzip der Bewegung er auch sonst noch wiederholt, ohne seinen Namen zu nennen, hinweist (wie 400 C. 412 D. 418 A.), ferner das Anaxagoras (409 A. 413 C), der Philosophen seiner Zeit (411 B), endlich derer, welche eine feinere, tiefere Kenntnis der Musik und Astronomie besitzen (405 D). — Wer nun dies alles berücksichtigt, die lautlichen Veränderungen und ihre Ursachen, die dialektischen und ausländischen Wörter, die Aussprüche und Zeugnisse der Dichter und Philosophen, der ist wohl im stande den Sinn und die Bedeutung der Wörter (401 C. 414 B. C. D. 415 B. 417 D. 418 B.) oder den Sinn, welchen der Wortbildner hineinlegen wollte (418 C), zu erschliessen — dies ist eine grosse Kunst (414 C. D.) — und die beiden in ihnen waltenden Prinzipien der Bewegung und ihres

¹) Diese Formen sind wohl auf die griechische Volksetymologie zurückzuführen.

Gegensatzes, nämlich dessen, was der Strömung entgegengesetzt ist und sie hemmt, der Ruhe (403 A. 404 D. 412 B. 413 E. 416 B. D. 419 A) in ihnen zu entdecken. Die Wörter, welche nur den konträren Gegensatz bezeichnen und mit *a* privativum gebildet sind, bedürfen keiner Erklärung (417 D). Aber hier zeigt sich sogleich das Bedenkliche dieses Prinzips: wenn man es überall nachweisen will, so ist man schliesslich gezwungen oder versucht, soviel einzuschieben und wegzunehmen, dass man jedes Wort für jedes Ding passend machen kann und dass schliesslich infolge der vielen Zusätze zu den Stammwörtern niemand mehr den eigentlichen Sinn der Wörter versteht (414 D); denn wenn man die Wörter nur ein wenig dreht und wendet, so wird im Handumdrehen jedes Wort so verändert, dass es den Gegensatz von dem, was es vorher bedeutete, kundthut (418 A). Daher begegnete es den Menschen der alten Zeit, welche die Namen gaben, sowie den meisten Weisen der Gegenwart, dass es ihnen, wenn sie nach dem Wesen der Dinge forschten, bei dem häufigen Hin- und Herdrehen schwindlich wurde und sie dann meinten, die Dinge drehten sich und befänden sich in fortwährender Bewegung. Sie übertrugen den Zustand ihres Inneren, der doch diese Meinung hervorrief, auf die Gegenstände und behaupteten, die Dinge hätten kein bleibendes, festes Sein, sondern seien immer in Fluss und Bewegung (411 B. C). Hier haben wir den Schlüssel zu der Beurteilung dieses ganzen etymologischen Teiles und besonders der in ihr hervortretenden Ironie. Plato hat kein rechtes Vertrauen zu seiner Forschung; dies beweisen seine Ausdrücke: »es scheint mir,« »ich mutmasse,« »vielleicht sage ich nichts von Bedeutung«, ferner die Warnung vor Täuschung und der Hinweis, er sage dies wie ein Mann, der nichts wisse (z. B. 397 C. D. 398 B. 401 E. 413 D. 415 D). Er sieht ein, dass er, wenn er das heraklitische Prinzip als wirksam in der Sprachbildung erweisen will, der Sprache Gewalt anthun muss und dass seine an sich richtigen Prinzipien in ihr Gegenteil umschlagen. Denn wo war hier die Grenze, jenseits welcher das Massvolle und Wahrscheinliche aufhörte? (414 E). Daher die Fülle von Spott, welche Plato gegen sich selbst richtet, wenn er sagt, Euthyphron habe seine Weisheit ihm eingeflüstert (399 A), oder wenn er mit einer Anspielung auf Homers Ilias sich auf die Trefflichkeit der Rosse Euthyphrons (407 D) oder auf dessen Muse beruft (409 D). Hierher gehören auch die Äusserungen des Socrates, er müsse sich hüten, dass er — durch Euthyphron — nicht noch weiser werde als nötig sei (399 A); er habe einen ganzen Bienenschwarm von Weisheit wahrgenommen und mache immer grössere Fortschritte in der Weisheit (410 E); ferner, er habe nun einmal die Löwenhaut angelegt und dürfe daher nicht feige sein, d. h. tapfer darauf los etymologisieren (417 E); endlich die Aufforderung an Hermogenes, nicht zu peinlich und scharf zu sein, damit er ihn nicht der Kraft entkleide (Anspielung auf Homers Ilias) (414 E). Einen grossen Teil des Spotts legt er dem Hermogenes in den Mund, indem er ihn das Ergebnis seiner Forschung beurteilen lässt. Dieser findet eine Wortdeutung, welche Socrates selbst als spitzfindig und lächerlich (402 A) bezeichnet, kunstvoll (400 B), ein Wort, welches Socrates als wohl zusammengefügt erschlossen hat, absonderlich (405 A), ein anderes dithyrambisch (409 C), eine andere Erklärung als ziemlich dunkel und dialektisch klingend, wiederum eine andere (414 C) als schlüpfrig (wenig begründet). Als Sokrates das Wort *βωλαπτερόν* bildet (417 E), da deutet es dem Hermogenes, als habe ihm jener das Flöten-Vorspiel zum Gesange auf Athena mit dem Munde vorgeflötet (gepiffen) und als seien die Worte kunstvoll. Die Kürze der Erklärungen und die schnelle Aufeinanderfolge der zu erklärenden Worte, welche Socrates gegen das Ende der Untersuchung an die Stelle der weitläufigen Erörterungen treten lässt, veranlassen den Hermogenes zu der ironischen Bemerkung, dass jener die Wörter in zu dichtgedrängten Scharen herbeiführe (420 D).

Aber auch die Gegner gehen nicht leer aus. Die Bemerkung des Socrates, dass die Namenbildung das Werk himmelskundiger Leute gewesen sei (401 B; vgl. 396 C), ist eine Anspielung auf die jonischen Naturphilosophen und ihre Jünger, welche wahrscheinlich durch allegorische Tüfteleien die Wörter zu deuten suchten. Andere suchten die Lehre des Anaxagoras für die Erklärung der Wörter zu verwerten (413 C). Mit schneidender Ironie wendet sich Socrates-Plato gegen die Erklärer Homers und die Gelehrten, besonders die zeitgenössischen (407 A. 411 B), auf dem Gebiete der Musik, Astronomie und Philosophie, die Herakliteer, welche die Lehre ihres Meisters auf die Spitze trieben und in allen

Erscheinungen der Natur und des Lebens wiederfinden wollten (vgl. besonders 401 D. 402 A. 405 D. 407 A. 411 B. 412 D. 414 D. 418 A). Ihnen schreibt er, wie ich oben (S. 11) gezeigt habe, mit strafender Ironie den Schwindel zu, den sie in den Namen und den durch sie bezeichneten Gegenständen finden wollten. Ohne sie immer mit Namen zu nennen, verliert er sie doch niemals aus den Augen. Merkwürdigerweise begegnen uns dagegen verhältnismässig selten die Sophisten; hauptsächlich nur an zwei Stellen, an denen ihr anspruchsvolles, selbstgefälliges Wesen und ihre Sucht, in den Heroen und berühmten Männern der Vorzeit ihre Vorgänger zu erblicken, gezeisselt wird. An der ersten Stelle heisst es nämlich, dass die Heroen in der attischen Sprache Redner und Fragekünstler heissen und daher das Geschlecht der Heroen zu einem Geschlecht der Rhetoren und Sophisten wird (398 E). Und 403 E lässt Plato den Socrates sagen: »So schöne Reden weiss Hades vorzutragen und so ist Hades, wenigstens gemäss dieser unserer Erörterung, ein vollkommener Sophist und ein grosser Wohlthäter derer, die sich bei ihm aufhalten, da er ja auch den Menschen hier in der Oberwelt so viele Güter heraufsendet«. Ähnliches lesen wir im Dialoge Protagoras (316 C—E). Da aber die Sophisten auch das hochtrabende Pathos nicht verschmähten, so kann man auf sie wohl auch die Stelle beziehen, an der gesagt wird, dass die Worte schon sogleich nach ihrer Bildung von Leuten verdunkelt wurden, welche in sie einen hochpathetischen tragischen Klang hineinlegen wollten (414 C; vgl. 408 C, wo gesagt wird, dass es im tragischen Lebenskreise die meisten Mythen und Lügen giebt). In der That liebten es die Sophisten, ihre Ansicht durch Dichterstellen zu stützen und eine streng logische Untersuchung durch einen Mythos zu ersetzen. (Vgl. Protagoras 339 A. 320. 321. 337). — Diese zahlreichen ironischen Wendungen, die Plato zum grossen Teil gegen sich selbst, zum Teil gegen seine Gegner, besonders die sogenannten Herakliteer und die Sophisten richtet, beweisen zur Genüge, wie geringes Vertrauen er zu dem Ergebnis seiner etymologischen Untersuchung hatte. Dazu war er aber ausser den angeführten Gründen um so mehr berechtigt, als er oft mehrere gleichberechtigte Etymologien neben einander stellen konnte (z. B. 401 C. 407 B. C. 409 A. 410 B. 411 D. 420 B; vgl. 415 D). Aus dem Namen Apollo versteht Socrates sogar in weitläufiger Erörterung die vier Kunstfertigkeiten des Gottes, nämlich die der Musik, der Weissagung, der Heilung und des Bogenschiessens herauszudeuten (405—406 A).

Gleichwohl entbehrt dieser Abschnitt nicht mancher ernsthaften Ergebnisse für die Wissenschaft; denn Plato hat eine Reihe grundlegender Wahrheiten entdeckt und mehrere Grundsätze aufgestellt, welche auch die Sprachwissenschaft der neuesten Zeit, freilich infolge der besseren Methode und des reichhaltigeren Sprachmaterials mit grösserem Erfolge und sichereren Ergebnissen verwertet. Es sind dies folgende: 1) Aus mancherlei Gründen, besonders euphonischen, erleiden die Wörter mannigfache Veränderungen in den Lauten, Silben und Accenten; von dieser Voraussetzung darf man nur mit Mass und nicht über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus Gebrauch machen. 2) Einige Wörter sind nur daraus zu erklären, dass sie aus mehreren Wörtern in eins zusammengezogen sind. 3) Im Laufe der Zeit werden die Wörter teils mit teils ohne besondere erkennbare Ursachen entstellt. 4) Bei der Sprachforschung muss man die alten Formen der Wörter heranziehen oder aus den veränderten Formen herauschälen. 5) Die Frauen bewahren am meisten alte Wörter und alte Aussprache. 6) Man muss auch die Dialekte und die fremden Sprachen zu Rate ziehen. 7) Die Namen bieten keine Erkenntnis von dem Wesen der Dinge; denn in ihnen spiegelt sich nur die Vorstellung wider, welche die Menschen von den Dingen besitzen. 8) Die älteste Litteratur gewährt manche Aufschlüsse. — Aus den ersten drei Grundsätzen geht deutlich hervor, dass Plato der Begriff der Entwicklung der Sprache nicht fremd war. —

Bei der fortgesetzten etymologischen Untersuchung kommt Socrates auf gewisse Grund- oder Stammwörter (421 D), welche sich von anderen Wörtern nicht mehr ableiten lassen. Damit beginnt der zweite Abschnitt dieses Hauptteiles. Die Richtigkeit dieser Stammwörter lässt sich nicht durch die Anwendung der bekannten Kunstmittelchen (421 D. 426 A) erklären, nämlich sie auf göttlichen Ursprung zurückzuführen (391 D. 425 D) oder sie für fremdländische (410 A. B. 421 D. 425 E.) oder wegen ihrer Alttertümlichkeit (421 D. 426 A.) für nicht erklärbare Wörter anzusehen. Auch die Stammwörter müssen dieselbe Richtigkeit wie die

abgeleiteten Wörter besitzen, welche darin besteht, dass sie das Wesen der durch sie bezeichneten Dinge offenbaren (422 C). Hier stellt nun Plato die mit Recht viel bewunderte Hypothese auf, dass diese Offenbarung vermittelt des begrifflichen Wertes der Laute als solcher an und für sich geschieht, indem sie aus dem Verbande, in welchem sie in den Wörtern erscheinen, herausgelöst sind. Damit wendet sich die Untersuchung dem phonetischen Elemente der Sprache zu. Die Elemente der Wörter, welche nicht, wie die abgeleiteten Wörter, als Wörter das Wesen eines Dinges zur Darstellung (*δηλωμα*) bringen können, vermögen dies nur vermittelt der Nachahmung (*μιμημα* 423 A. B). Schon früher hatte Plato den ähnlichen Gedanken ausgesprochen, dass die Namen die Abbilder oder Nachahmungen des Wesens der Dinge sind oder sein sollen (402 C. 414 A. 419 C. 420 A. E). Hier vergleicht er die Nachahmung treffend mit der durch die Gebärdensprache vermittelt des Körpers bewirkten Nachahmung; aber er schränkt sie nach der negativen Seite hin ein: er schliesst die Nachahmung der Tierstimmen und die Nachahmung durch Musik, Gesang und Malerei aus; denn diese ahmen nur Klang, Gestalt und Farbe der Dinge, aber nicht ihr Wesen nach (423). Dagegen der Namenkünstler (*ονομαστικός* 424 A) muss das Wesen vermittelt der Laute und Silben offenbaren. Dies aber ist nur möglich, wenn auch in den sprachlichen Elementen ein gewisses Ähnlichkeitsverhältnis zu den Begriffen enthalten ist. Um sie nun nach diesem Verhältnis gegen einander halten und einander anpassen zu können, muss eine gleichlaufende Klassifikation beider vorgenommen werden können. Dinge und Laute müssen auf gewisse Urelemente zurückgehen, aus denen man ihr Wesen zu erkennen vermag; beide müssen in die gleichen Gattungen zerfallen, d. h. ein entsprechend gleiches Wesen besitzen (422 C — 425 B). Wie nun Plato im ersten Abschnitt auf analytischem Wege die Wörter zerlegte und auf die Stammwörter zurückführte, so bildet er hier — oder nimmt vielmehr an, dass die Alten die Wörter so zusammenfügten — auf synthetischem Wege aus den an die Dinge angepassten Lauten Silben, aus diesen die Gegenstands- und Aussagewörter und aus diesen wiederum ein recht grosses schönes Ganze: den Satz (425 A. 427 C). Plato ist sich der Schwächen seines Versuches wohl bewusst; denn obwohl er auch hier nachdrücklich betont, dass die Untersuchung der Methode nicht entbehren dürfe, so lässt er doch den Socrates sowie den Hermogenes auf die parallele Klassifizierung der Dinge und Laute verzichten. Dagegen lässt er jetzt seine berühmte Lautsymbolik folgen, welche nach Benfey (S. 289) »einer der tiefsinnigsten Gedanken in der Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag ist«. Durch sie »ist Plato der Erfinder des onomatopoetischen Prinzips der Sprache, ein Verdienst, an dem kein Hippas und kein Sophist Anteil hat«. (Steinthal I², S. 103). Auch hier macht er den Vorbehalt, dass er die Wahrheit nicht wisse, sondern nur die Meinungen der Menschen zu erraten suche, und fügt hinzu, dass sein Versuch zwar lächerlich und kühn erscheinen werde, gleichwohl aber in Ermangelung eines Besseren gewagt werden müsse (425 C. D. 426 B). Einzelne der treffend gewählten Beispiele ermangeln nicht des Scherzes, so besonders die Etymologie von *κίνησις* (426 C). Es zeugt von der Meisterschaft, mit der Plato die Sprache beherrschte, dass nur solche Beispiele gewählt sind, deren sinnliche Bedeutung schon durch das lautliche Element sinnfällig wird; jedoch erscheint es bemerkenswert, dass auch die meisten dieser Beispiele die Herrschaft des Prinzips der Bewegung in der Sprache bestätigen. — Dieser Abschnitt des Dialogs ist offenbar alleiniges geistiges Eigentum Platos; darauf weist die Kürze und Gedrängtheit der Darstellung hin, sowie der Umstand, dass Belegstellen aus der Litteratur und Gewährsmänner, denen er dieses oder jenes verdankt, nicht erwähnt werden. Dagegen sagt er 426 B ausdrücklich, dass er seine eigenen Beobachtungen vortrage. — Das Ergebnis dieses Abschnittes ist: Abgeleitete sowie unableitbare Wörter besitzen dieselbe Richtigkeit, welche darin besteht, dass die Wörter das Wesen der Dinge kund thun; dies geschieht aber nicht durch begriffliche Beschreibung des etymologischen Wertes, sondern durch Nachahmung. Dass die Onomatopöie zwar nicht der einzige, aber doch ein wichtiger Factor der Sprachbildung gewesen ist, haben hervorragende Sprachforscher von Herder bis auf unsere Zeit anerkannt, wie z. B. J. Grimm, G. Curtius, Steinthal, von der Gabelentz und andere. A. Krause (Die Ursprache in ihrer ersten Entwicklung, Programme des Gymnasiums zu Gleiwitz 1876. 1878. 1881. 1883) hat mit grossem Scharfsinn und ausgebreiteter Belesenheit ganze Gruppen

von Wurzeln zusammengestellt, welche die Wirkung der Schallnachahmung bei der Wortbildung nachweisen. Vergl. auch R. Patzig, *Über die Entstehung der Sprache*, Programm der Realschule Glauchau 1895, besonders S. 20 ff. Dasselbe hat Polle in seinem interessanten Buche »Wie denkt das Volk über die Sprache?« (Leipz. 1899, S. 47—62) für die Bildung der deutschen Wörter zu beweisen unternommen. Dagegen Pott hat sich sehr zurückhaltend über diese Hypothese geäußert, während andere Gelehrte wie Max Müller und L. Geiger sie geradezu verwarfen (Vgl. R. Meringer, *Indogerman. Sprachwiss.*, Leipzig 1897, Sammlung Göschen No. 59, S. 48 ff.).

III. Der dritte Teil des Gespräches (427 E. — 440 E.)

Socrates selbst verdächtigt seine eben erst vorgetragenen Ansichten als zweifelhaft und unsicher, indem er sagt, sie gäben nur seine Vorstellung wieder, um den Kratylus nochmals zum Aussprechen seines einseitigen Prinzips der naturnotwendigen Richtigkeit der Wörter zu veranlassen und dessen Ansicht um so nachdrücklicher bekämpfen oder berichtigen zu können. Dies geschieht in einer aufsteigenden Stufenfolge der einzelnen Abschnitte (vergl. Benfey S. 293). Unter Benützung der gewonnenen Ergebnisse wird als Zweck der Wörter nochmals hingestellt, dass sie die Mitteilung vermitteln, objektiv über das Wesen und die Natur der Dinge belehren sollen (428 E). Gegen das aus dem Vergleiche der Namengebung mit der Malerei sich ergebende Resultat, dass, wie die Maler, so auch die Gesetzgeber bessere und schlechtere Werke, hier also Worte, schaffen, polemisiert Kratylus in seiner bekannten sophistischen Manier, indem er allen wirklichen Benennungen in seinem Sinne Richtigkeit zuspricht, dagegen die Unmöglichkeit einer falschen Aussage behauptet, da das, was jemand aussage, eben als Gesagtes doch auch etwas Seiendes sei und nur das Nichtseiende falsch sei (429). So kehrt er zu seiner schon erwähnten Behauptung zurück, dass die falsche Aussage keine Sprache, sondern nur ein Geklapper nichtssagender Töne sei (430 A). Schon hier deutet Socrates an, dass eine Ausgleichung der einander widersprechenden einseitigen Prinzipien stattfinden werde und wendet sich nunmehr wieder zur phonetischen Seite der Sprache. Er zeigt, indem er wiederum die Namengebung mit der Malerei vergleicht, dass es entsprechend der mehr oder minder gelungenen Nachahmung besser und schlechter gebildete Benennungen und daher auch Sätze, die ja doch die Verbindung (vgl. dagegen oben S. 6) dieser beiden seien, gebe (— 431 D). Die Forderung des Kratylus, dass ein Wort, um richtig zu sein, sowohl lautlich als auch etymologisch seinen begrifflichen Inhalt wiedergeben müsse, führt zu der wichtigen Scheidung der Kategorien Qualität und Quantität. Denn während diese, die durch jedes Mehr oder Minder wesentlich geändert werde, — wie es z. B. bei den Zahlen der Fall sei — ein Verhältnis vollständiger Gleichheit fordere, könne bei jener nur von Nachahmung und Ähnlichkeit die Rede sein. Denn es liegt in der Natur des Abbildes, dass es die Qualitäten des Dinges selbst nur unvollkommen wiedergibt, weil es sonst nicht mehr ein Abbild, sondern eine Verdoppelung des Dinges selbst sein würde. Allerdings lässt hier Plato ganz ausser Betracht, dass eine vollständige Verdoppelung doch nur bei vollständiger Gleichheit auch des Stoffes möglich wäre (Vgl. Susemihl S. 154; Deuschle Übers. S. 117 Anmerk.; Benfey S. 297). Ein Wort wird also überhaupt richtig sein, wenn es auch nicht alle wesentlichen Buchstaben enthält, wofür nur das allgemeine Wesen des bezeichneten Gegenstandes in ihm ausgedrückt ist. Ebenso bleibe eine Rede doch immerhin Rede, wenn sie auch einen mit den Dingen nicht übereinstimmenden Satz enthalte, so lange nur das Eigentümliche des Dinges, von dem die Rede ist, in ihr enthalten sei. Aber auch hier wird in völliger Übereinstimmung mit dem zweiten Teile daran festgehalten, dass eine Benennung besser oder schlechter gebildet ist, je nachdem das Wesen jedes Dinges mehr oder weniger durch die entsprechenden Laute ausgedrückt ist (— 433 C). Noch einmal wiederholt Kratylus übersichtlich die gewonnenen Resultate, nämlich dass die Wörter, um die Dinge richtig zu bezeichnen, auf Stammwörtern beruhen müssen, in denen die Buchstaben durch ihre Ähnlichkeit mit den Dingen deren Wesen kundgeben, und lässt dem Kratylus nur die Wahl, entweder diese Resultate anzunehmen oder sich für das Prinzip der willkürlichen Satzung zu entscheiden.